

# Vorwort

Es fängt also damit an, dass wir an einem Oktobersonntag im Auto sitzen und etwas machen, das sehr viele Münchner in unserem Alter an einem Sonntagnachmittag machen: Wir kehren aus dem Umland in die Stadt zurück. Wie immer angereichert mit Marmorkuchen und einem bunten Strauß mütterlicher Lebenshilfe, denn im Umland leben unsere Eltern und backen bisweilen Marmorkuchen (obwohl sie das im Gegensatz zu unseren Omas gar nicht so gerne machen), damit wir sie am Sonntag besuchen und in unserem alten Kinderzimmer eine Sekunde lang melancholisch werden. Wir leben in der Großstadt, die München wenigstens auf dem Papier darstellt, weil wir uns offiziell noch ein bisschen zu jung für ein Häuschen im Grünen fühlen, und inoffiziell, weil die Bank uns noch ein bisschen zu unglaublich für den Monsterkredit findet, den so ein Häuschen im Umland von München voraussetzen würde. Im Übrigen gibt es hier gar keine Häuschen im Grünen mehr, es gibt nur noch Villen oder Reihenhäuser oder aber Niedrigenergiehäuser vom Architekten, bei denen ich immer denken muss, man würde in einer Vollkornnudel wohnen, es klingt irgendwie so.

Wir fahren also, und die Sonne geht schon oktoberartig schnell im Rückspiegel unter, als kurz vor Starnberg das liebe Fräulein ein Geräusch macht, das wie »Oooh, daaaa!« klingt. Wir sind lange genug zusammen, dass ich weiß, wie gerne es intern gesehen wird, wenn ich ein solches Geräusch mit einer Vollbremsung beantworte. Der Grund für unseren Stopp ist ein Kürbishaufen, eine orangefarbene Pyramide am Straßenrand, wie sie seit einigen Jahren ab Ende August das hiesige Landschaftsbild prägen. Exakt an der gleichen Stelle, an der an diesem Nachmittag die Kürbisse liegen, gibt es im Frühling ein Häuschen, das Spargel verkauft, und im Juni einen Wagen mit Erdbeeren, der geformt ist wie eine Erdbeere, mit Verkaufstheke und einer Erdbeerfrau dahinter. Ich kenne diese temporären Straßenrandgewerbe, weil das liebe Fräulein neben mir jedes Mal das Geräusch macht, wenn wir sie passieren, egal zu welcher Jahreszeit. Würde im Winter dort ein Iglu stehen, in dem sie erntefrische Eiswürfel anbieten, würden wir die auch kaufen.

Obwohl wir eigentlich dazu erzogen wurden, keine Dinge von der Straße zu essen, haben diese kleinen Stände und Kürbishaufen eine hypnotische Wirkung auf uns, sie machen den Geldbeutel auf und lassen uns bedenkenlos die Rückbank umklappen, um Kürbisse zu stapeln.

Es ist das Versprechen vom regional gewachsenen Gutprodukt, mit dem uns diese Straßenstände bezirzen. Weil unsere Generation gemeinsam wenig mehr

zustande gebracht hat als die Bedingung, dass es zu jedem Produkt eine rührselige Geschichte geben muss, bevor wir es kaufen, sind die Straßenerdbeeren und Spargelheinis schwer angesagt. Früher mögen die Menschen zum Bauern gegangen sein, wir gehen zum Straßenstand. Oder natürlich donnerstags von 8–13 Uhr zum Stadtteilmarkt, der funktioniert genauso. Über den jüngsten Dioxinskandal waren wir deswegen auch gar nicht in dem Maße aufgeregt, wie sich das manches Huhn vielleicht gewünscht hätte. Wir mittelalten Mittelgutverdiener kaufen doch ohnehin seit zwei Jahren die Eier vom Eierstand am Markt, weil das unser Lebensgefühl so angenehm billig aufwertet. Ein Skandal, der uns wirklich erschüttern würde, müsste schon aufdecken, dass die handgeschmiedeten Eisenpfannen bei Manufactum gar nicht von blinden bretonischen Mönchen stammen und auch keine dreihundertjährige Tradition haben, sondern dass sie einfach in der Nachtschicht eines polnischen Rüstungsherstellers nebenbei gestanzt wurden. Oder eben, dass die Kürbishaufen rund um Starnberg von Kürbishaufenplantagen aus Südamerika stammen. Tun sie natürlich nicht, es sind allerfeinste oberbayerische Muskatkürbisse, jeder einzelne so schwer wie ein Kindergartenkind, die jetzt im Dämmerlicht so elend pittoresk vor uns liegen. Dass sie auch sonntags zu kaufen sind, gegen jede Ladenschlusshoheit, gibt dem Ganzen noch mehr Reiz. Unsere Eltern haben am Straßenrand voll Abenteuerlust für Hotdogs und Slush-Puppie-Eis gehalten, das liebe

Fräulein und ich machen einen Freudentanz rund um eiskalte Kürbisse, das Stück zu vier Euro.

Nur weil es vielen Menschen in diesen friedlichen Zeiten so geht, dass ein eigenhändig vom Haufen gesammelter Kürbis ein prägendes Ereignis darstellt, konnte es auch passieren, dass die Zubereitung und der Verzehr von Kürbiscremesuppe zu einem wichtigen Ritual dieser Generation wurden. Eltern schenken ihren Kindern, wenn sie flügge werden und sich zum Studieren in eine ICE-Stadt verziehen, am allerliebsten einen Pürrierstab, der sein Leben lang nie etwas anderes produzieren wird als Kürbismatsch. Wenn man in der zweiten Jahreshälfte bei jemandem zum Essen eingeladen ist, der eigentlich nicht kochen kann, darf man mit Sicherheit davon ausgehen, dass Kürbiscremesuppe serviert wird. Würde man aus den großen Online-Rezeptforen die Variationen für Kürbiscremesuppe entfernen, hätten die meisten ein massives Contentproblem, und nirgends menschelt es mehr als in den Kommentarspalten zu ebendiesen Kürbissuppenrezepten. Wonnige Menschen leckern sich da gegenseitig derart ungeniert voll, dass man schon beim Lesen ein halbes Kilo zunimmt. »Lecker« ist das patentierte Wort zur Kürbissuppe. Sie ist aber auch einfach praktisch: Verleiht ihrem Koch den Anstrich vegetarisch, saisonal und eben regional zu kochen, auch wenn der Hokkaidokürbis, der einzige, den mittlerweile jeder kennt, ja gar nicht besonders regional klingt. Darüber hinaus ist die olle Suppe nur sehr schwer zu verhunzen und sieht

bei Tisch in der gesamten IKEA-Geschirrfarbpalette apart aus. Dazu kommt, dass das wiederentdeckte Retro-Naturwunder Kürbis mit seinem organischen Design und der knallorangenen Farbe wirkt, als wäre es direkt aus den siebziger Jahren importiert – ein wichtiges Gutfindargument der letzten fünfzehn Jahre. Dank dieser Vorteile wird in den meisten Fällen über geschmackliche Details des Gekochten hinweggesehen. Der orangefarbene Brei schmeckt eben nach Muskat, Sahne, Kürbisöl oder am häufigsten nach der Instant-Gemüsebrühe, die den Brei zur Suppe befördert hat. Denn so weit, auch die Gemüsebrühe selber zu kochen, geht die Authentizitätssucht am Herd ja dann doch nicht. Außerdem können die Kürbiscremesuppenfanatiker, wie gesagt, meistens gar nicht so richtig kochen.

Das alles ist mir angesichts der Starnberger Kürbispyramide zwar bewusst, aber es schmälert nicht meinen Eifer beim Auswählen der schönsten Boller mit ihrem praktischen natürlichen Henkel. Es funktioniert hier genau wie beim Christbaumkaufen, dem Ritual, das zuverlässig anzeigt, dass man zu den Erwachsenen gehört. Nie kauft man dabei doch den ersten, den man in der Hand hat, auch wenn er objektiv der schönste wäre. Stattdessen muss man das Gefühl haben, man hätte in einer dunklen Ecke oder verborgen hinter zwei unfeinen Exemplaren »seinen« Tannenbaum oder eben Kürbis entdeckt und ans Licht befördert. Erst dann stellt sich dieses befriedigende Gefühl erfolgreicher Schatzsuche ein, dessen Ursprung wohl irgendwo in dem evo-

lutionären Jägersammlerrucksack liegen muss, den wir mit uns herumschleppen. Überbleibsel einer Zeit, in der wir unsere Nahrung am Wegesrand suchten und von Pürrierstäben noch nichts wissen wollten.

Rundum angeschickert vom Kürbisglück, fahren das liebe Fräulein und ich weiter und sprechen darüber, wie schön es gerade mit den Kürbissen war und wie klitzebisschen schöner es noch wäre, wenn wir eine eigene Kürbispflanze hätten, die jedes Jahr zuverlässig einen höchst privaten Kürbishaufen erzeugen würde. Einen, den wir nicht mit allen B2-Benutzern teilen müssten.

»Und einen Birnbaum! Ich möcht' bittschön 'nen Birnbaum!«, ruft das liebe Fräulein und bekundet im Anschluss, dass jedes Haus zuallererst einen Birnbaum braucht und danach erst Tür und Schornstein, womit sie so recht hat, dass es mir wehtut. Das kann sie, Dinge aussprechen, die ich auch sehr stark empfinde, die mir aber im richtigen Moment nie einfallen würden.

»Und Frühlingszwiebeln!«, rufe ich, um auch etwas zu sagen und um den schönen Moment noch ein wenig zu verlängern. Frühlingszwiebeln finde ich toll, ich weiß nicht genau, warum. Schliemann hatte sein Troja, ich meine Frühlingszwiebeln. Wenn im Supermarkt welche rumliegen, gehe ich gleich hin, zeige drauf und nehme sie mit, auch wenn es der Flughafensupermarkt ist. Obwohl sie nicht gerade legendäre Kochgeschichte geschrieben haben, sind Frühlingszwiebeln für mich das Gemüse schlechthin: grün, frisch, duftend, leicht zu schneiden, nix zu schälen und ganzjährig verfügbar. Im

Herbst heißen sie Lauchzwiebeln, in Österreich junge Zwiebeln, wobei man da dann das Zwiebel wie »Zwievel« ausspricht, was sehr gut passt.

Wir zählen in der nächsten halben Stunde im Auto Pflanzensorten auf, mit denen wir unser restliches Leben verbringen möchten, und hören mit der botanischen Schreierei erst wieder auf, als wir am Luise-Kiesselbach-Platz im Stau stehen. Ringsumher sitzen in ihren fünf Meter langen Autos junge Paare, denen der verflixt hohe Freizeitwert ihrer Stadt ins Gesicht geschrieben steht, manchen auch auf dem Pulli. Genauso wie das liebe Fräulein immer gerne wissen würde, mit wie vielen Bankräubern sie schon U-Bahn gefahren ist, würde ich gerne wissen, wie viele von denen jetzt auch Kürbisse im Kofferraum haben. Einige bestimmt. Aber ob auch welche in den letzten zwanzig Minuten beschlossen haben, einen eigenen Garten zu wollen? Kann ich mir nicht vorstellen. Ich kenne jedenfalls noch niemanden, der in der Stadt einen richtigen Garten hat.

Natürlich haben fast alle einen Balkon, denn »gerne mit Balkon« steht ja nicht von ungefähr bei jeder aussichtslosen Wohnungsannonce dabei. »Junges Paar, beide angehende Lehrer, sucht bezahlbare 3-Zimmer-Altbau-Whg., am liebsten in Haidhausen, Lehel, Glockenbachviertel, Westend. Alles anbieten! Kein Makler, supergerne mit Balkon.« Viele Ampelmasten in der Stadt tragen diesen frommen Wunsch. Der Balkon ist allen so wichtig, weil die Stadt nun mal ein grundlegen-

des Problem hat: Sie ist nicht auf dem Land. Die Menschen wohnen meistens in acht Meter Höhe über dem asphaltierten Erdboden und können nicht einfach in den Vorgarten steppen, wenn mal kurz die Sonne scheint. Ohne Balkon ist deswegen jede Frischluftakquise aufwendig. Man muss in einen Park gehen oder zumindest um den Block flanieren, was wiederum bedeutet, dass man erst mal annähernd nach den Regeln des Abendlandes gekleidet, frisiert sein und den Schlüssel finden sollte. Will man richtig Sonne plus Grünanlage, braucht man nicht nur mittlere Expeditionsvorbereitung und eine Einzelfahrkarte beziehungsweise Fahrradpumpe, man muss vor allem wissen, wo eine akzeptable öffentliche Bank steht, wo eine hunderefreie Wiese wartet und wo die anderen vierhunderttausend balkonlosen Münchner heute hintrampen, um ihnen zu entgehen. Sehr anstrengend. Ein Balkon hingegen kann phantasievollen Menschen ganze Urlaubsreisen ersetzen und trägt in jedem Fall dazu bei, ein kurzes Zwischenhoch gelassener auszunutzen. Selbst wenn man nur nachdenklich in Unterhosen im Türrahmen steht, bekommt man ein Gefühl für die große weite Welt. Außerdem kann man auf einem Balkon Getränke kühlen, Hemden auslüften, brennende Pfannen evakuieren und ja, man kann dort Experimente mit echten, wachsenden Pflanzen machen.

Unser Balkon in Schwabing hat genau die Größe eines Duschhandtuchs. Weil es ein altes Haus ist, das noch aus der Balkonpionierzeit stammt, steht er nicht



im flotten Neunziggradwinkel von der Hauswand ab, sondern hat einen deutlichen Überhang Richtung Abgrund, was dazu führt, dass Gäste regelmäßig darauf seekrank werden. Zudem ist die Himmelsrichtung, in die der kleine Außensitz zeigt, die einzige, aus der die Sonne nie scheint, und lotrecht unter uns stehen die Mülltonnen, die sich leider nicht jeden Tag die Zähne putzen. Zählt man diese ganzen Charaktereigenschaften zusammen, muss man zugeben, dass unser Balkon als Balkon nicht viel taugt. Aber als Mitbewohner ist er unschlagbar. Im Laufe der Jahre, die wir mit ihm verbracht haben, haben wir einige Liliputmöbel darauf versammelt, einen Hocker und Kinderstühle, die gerade so auf den Balkon passen und uns das Gefühl geben, wir könnten, wenn wir nur wollten, durchaus mal eine Balkonparty veranstalten. Allerdings könnte dann immer nur einzeln darauf getanzt werden.

Ziemlich bald hat das liebe Fräulein auch angefangen, Blumentöpfe und Hängekästen auf dem abschüssigen Duschhandtuch zu installieren. Trichterwinden und Kapuzinerkresse sorgten gleich im ersten Sommer dafür, dass es von außen aussah wie die Stadtwohnung von Tarzan. Mehrmals mussten wir die Balkontür freischneiden, so stark kletterte und wand sich das Blattzeug. Beflügelt von diesem kleinen Erfolg, pflanzten wir im nächsten Jahr in jeden verfügbaren Topf ein paar Samen aus einer Mischung von Manufactum, die uns als Geschenk unterkam. Vergessene Gemüsesorten sollten sich dahinter verstecken, allesamt mit imponieren-

den Namen wie Himalaya-Erbse oder Sir-John-Smedley-Rübe. Wir fanden das ziemlich gut: Unser kleiner Balkon als grünende Arche Noah der vergessenen Gemüsesorten, unsere Küche ein Versuchslabor für wiederentdeckte Köstlichkeiten. Als sich nach sechs Wochen in den Töpfen und Kästen nichts rührte, fanden wir das verdächtig. Als im Juni unser Balkon immer noch aussah wie frisch aus der Winterpause, bekamen wir Panik und nominierten ein paar Trichterwinden nach. Aber die schmolten und dachten Ende Juni nicht daran, noch mal Gras über den Balkon wachsen zu lassen. Tief geknickt sahen wir ein, dass zu einem florierenden Gartenbalkon doch mehr gehörte, als ein paar Samen in der Erde und englische Adelstitel. Vor allem ein bisschen Sonne hätte wahrscheinlich geholfen.

Seitdem kümmert unsere Außenvegetation so vor sich hin wie bei den meisten Balkonen in der Nachbarschaft: ein unverwüstlicher Rosmarin, zwei zerzauste, ausgewilderte Basilikumtöpfchen und dazu saisonale Hingucker, die jeder hat, der ein liebes Fräulein hat – Miniarzissen, Ranunkeln, altrosa Geranien.

Mit einem Garten hatte dieser topplastige Balkon nichts zu tun. Während wir einen Parkplatz suchten, malten wir uns deswegen den Stadtgarten in den schönsten und grellsten Farben (überwiegend Grüntöne!) aus. Ein alter Baum, ein schöner Zaun, ein bisschen Rasen, groß genug, um einen Grill und eine Picknickdecke darauf auszubreiten, und dann natürlich Platz für Blumen, Platz für Johannisbeeren, Kartoffeln,

Gurken und Tomaten. Eine Frühlingszwiebelallee für mich und Ritterspornrotunden für das liebe Fräulein waren ebenso gesetzt wie ein kleines Vintage-Gewächshaus und ein amtlicher Komposthaufen. Der Fußballplatz der FT Gern, an dem wir gerade vorbeifahren, hätte für unsere Pläne annähernd die richtige Größe gehabt. Als uns das dämmert, haben wir endlich eine Parklücke gefunden.

»Können wir uns hier doch nie leisten, einen Garten, gibt es ja gar nicht, da muss man dann die Villa schon mitkaufen«, sage ich beim Rückwärtseinparken, denn das ist etwas, was mich immer ein bisschen missmutig werden lässt.

»Schrebergarten«, sagt das liebe Fräulein.

»Schre-ber-garten?« Ich muss an Dauercamper und Gesundheitsschuhe denken, das sind die Begleitbegriffe, die mir sofort einfallen, wenn ich das Wort Schrebergarten höre, unauslöschar miteinander verbunden, genau wie Luftdruck mit Hektopascal. Schreber, Schreber, vielleicht sollten sich die Verantwortlichen mal einen hübscheres Wort dafür einfallen lassen. Davon abgesehen aber fällt es mir wie Tropfen aus der Tropfsteinhöhle: Unsere frische Idee vom Stadtgarten ist schon hundert Jahre alt!



Am nächsten Tag bummeln wir in die nahe gelegene Schrebergartenkolonie, an der ich fast jeden Tag mit dem Fahrrad vorbeifahre, ohne jemals neugierig geworden zu sein. Sie trägt den romantischen Namen S036 und verfügt über eine eigene Schrebergartenkneipe mit klipperndem Fahnenmast. Die Wege durch die Anlage sind gekiest, es knirscht, wenn wir gehen, und es knirscht nicht, wenn wir alle fünf Meter stehen bleiben, um über die Zäune zu gucken. Die Schrebergärten sehen ungefähr so aus wie unsere Gartenvision von gestern – zieht man mal die violetten Glaskugeln, die Keramikfrösche, Solarbrunnen und bepflanzten Holzspeichenräder ab. Viele Beete sind schon umgegraben, aber Zucchini und letzte Tomaten hängen noch überall, tolle Blumen gibt es noch, die mir das Fräulein als Dahlien vorstellt, und tatsächlich auch ein paar Kürbisse. Zu so einem Garten gehört immer auch eine kleine Hütte, und manche dieser Hütten sind so übermäßig herausgeputzt, dass man schon merkt: okay, Lebensinhalt. Überhaupt ist die ganze Anlage sehr ordentlich, Laub liegt auf großen Haufen, die Büsche sind allesamt zwanzig Zentimeter über Zaunhöhe gestutzt, die Gardinen hinter den Hüttenfenstern mit Bändern zusammengebunden. In der Mitte der Kolonie warten ein Brunnen und ein Brett mit Aushängen. Dort lesen wir die Satzung der Kleingartenkolonie S036, lesen dringende Ermahnungen an die Kleingärtner, Laub nicht zu verbrennen, Wasser zu sparen, Lärm zu vermeiden, Grillvergnügen einzustellen, schiefe Dachzie-

gel gerade zu rücken und keinesfalls die Zu- und Abfahrt zur Grünmüllentsorgungsstelle zu blockieren! Wer weiterhin blockiert, dem drohen Ausschluss, Entzug, Schleifung der Gartenhütte. Außerdem gibt es noch eine Einladung zur Weihnachtsfeier im Vereinsheim, bei der gefälligst gute Laune und Plätzchen mitzubringen sind. Von freien Schrebergärten, die an ein sympathisches, junges Paar mit Hang zur vorschnellen Begeisterung vergeben werden, steht da nichts.

Abends im Internet, dem großen, sanften Orakel, dem man mit allen Sorgen zu Leibe rücken darf, stellen wir fest, dass es mit der Digitalisierung der Münchner Schrebergartenkolonien nicht allzu weit her ist. Kaum eine der Anlagen hat eine eigene Homepage, von zentralen Plattformen, Laubenpiepervergleichen oder Online-Antragsformularen mal ganz zu schweigen. Und die komische strategische Kartographisierung der Anlagen macht es auch nicht einfacher. Das Google glüht, als wir endlich ein paar Informationen zusammenhaben: Die Münchner Schrebergärten fühlen sich noch stark der Uridee des Schreberns verpflichtet. Als kinderloses, unverheiratetes Paar, das nicht in der Fabrik arbeitet, haben wir offenbar wenige Chancen. Außerdem kann man dank zentraler Vergabe nicht unbedingt darauf hoffen, dass man einen Platz in einer Anlage in der Nähe abkriegt, sondern darf womöglich wieder durch die halbe Stadt rattern.

Am nächsten Tag ruft das liebe Fräulein trotzdem ein paar der Kleingärtnervereine an und berichtet abends

Schauerliches. Es gäbe eine Warteliste, auf die wir uns eintragen könnten, aber vor drei bis vier Jahren ist an einen eigenen Garten nicht zu denken. Schließlich würde so ein Schrebergarten von seinen Besitzern meist bis zum Lebensende gepachtet, und das Gärtnerleben, lachte einer der Vorsitzenden, hält ja sehr gesund und geht folgerichtig ewig. Na, Glückwunsch. Entmutigt ziehen wir uns in unsere ganz und gartenlosen zweieinhalb Zimmer zurück und schmolten.

»Mir mögnan aber 'n Garten!«, sagt das Fräulein. Immer wenn sie schmolzt, spricht sie ein drolliges Quatschbairisch. Besonders gemein finden wir den Umstand, dass in anderen Teilen der Republik, zum Beispiel im ewigen Berlin, das Prinzip Schrebergarten längst hübsch liberalisiert wurde. Da kann man die zukünftige Laube sogar bei eBay ersteigern, inklusive Hängematte und Spaten, ohne Versandkosten. (Ja, ich habe probetalber Schrebergarten bei eBay eingegeben. Ich gebe alles probetalber bei eBay ein.)

Aber Berlin ist eben Berlin, und wenn wir lose Sitten und verkommene Schrebergartenmoral hätten haben wollen, hätten wir eben nicht nach München ziehen dürfen. Aber diese Stadt hat ja auch ihre schönen Seiten, zum Beispiel einen lässig frühen Wintereinbruch.

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Max Scharnigg**  
**Feldversuch**  
**Unser Stück Land vor den Toren der Stadt**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2012